

DIAKONIA Filmtipp

»Breaking the Waves. Eine Liebe bis ans Ende der Welt«

Dänemark 1996, 155 Min., Freigegeben ab 12 J.

Buch und Regie: Lars von Trier; Darsteller: Emily Watson, Stellan Skarsgård, Katrin Cartlidge, Jean-Marc Barr, Udo Kier; Kamera: Robby Müller

Kaufkassette: Arthaus AH 00227, DM 39,90

Drei »Warnungen« vorweg: Diesen Film und seine Bilder, insbesondere das Gesicht der Hauptdarstellerin, wird man so schnell nicht wieder los, ihm eignet eine nachhaltige Intensität. Es gibt wohl keine klare oder »gültige« (auch theologische) Interpretation, auch diesbezüglich bleibt ein Rest Unsicherheit. Schließlich: Die Geschichte kann in ihrer emotionalen, religiösen wie erotisch-sexuellen Unmittelbarkeit auch irritieren, der Film kann sehr unterschiedliche Gefühle provozieren – und es lohnt sich, sich ihm auszusetzen.

Kurz der Inhalt: Von der strengen (calvinistischen) Gemeinde an der schottischen Nordwestküste misstrauisch beobachtet, heiratet Bess (Emily Watson) einen »Fremden« (Stellan Skarsgård), den Bohrrinselarbeiter Jan. Die Hochzeitsfeier und die paar verbleibenden Tage lassen Glück und Leidenschaft erahnen, bevor Jan zurück auf die Bohrrinsel muss, was Bess emotional kaum verkraftet. Allein in der Kirche pflegt Bess eine irritierend direkte, (durch die hohe [Synchron-]Stimme?) fast kindliche und rollenspielartige Kommunikation mit Gott und wünscht sich sehnlichst Jan bald zurück. Tatsächlich bringt ihn bald ein Hubschrauber an Land zurück – durch einen Unfall am Kopf schwer verletzt. Als klar ist, dass Jan gelähmt sein würde, empfindet er sich als Last für seine junge Frau, die dann nichts mehr vom Leben hätte. Er will sie freigeben für eine andere Beziehung. Da sie das nicht will und so ohne weiteres nicht tun wür-

de, drängt er Bess, für ihn sexuelle Beziehungen zu anderen Männern einzugehen und ihm davon zu erzählen. Im Glauben, ihm damit zu helfen, nimmt eine Tragödie (oder »Passionsgeschichte«) ihren Lauf, in der beide für den anderen nur das Beste wollen.

Es ist schon verwirrend und starker Tobak, wenn Bess aus den Normen der Umgebung (Gemeinde, Mutter etc.) und ihren Zwiegesprächen mit einem strengen Gott am Ende ableitet, sie diene Jan und seiner Gesundung tatsächlich, wenn sie sich teils voller Ekel prostituierend opfert – und der Pfarrer am Grab sagt: »Du bist eine Sünderin und für Deine Sünden überantworten wir Dich der Hölle.« Sie glaubt bis zum Schluss, sie habe durch ihr Tun Jan gerettet.

Zwischen ihrer hohen Empfindungsfähigkeit sowie Glückssuche und ihrer (religiösen) Umwelt gibt es eine starke Spannung, die Bess teils in einer Art Mono-Psychodrama mit ihrem Gott durchlebt. Auf ihren Dank für »das allergrößte Geschenk, das der Liebe« und ihren Wunsch nach Glück mit Jan antwortet ihr Gott (»ihr«: als Objekt wie auch possessiv – Bess' Gott): »Was ich Dir gebe, kann ich Dir auch wieder nehmen!« und »Du lädst Schuld auf Dich mit Deiner Selbstsucht!« Das wird durch die Einstellung der Gemeinde verstärkt, man solle der Welt entsagen, nicht einmal Hochzeitsglocken gibt es daher, ja gar keine Glocken an der Kirche. Oder: »Der Herr blickt im Zorn auf jene, die ihn enttäuschen.« Und sie meint, sie habe nicht genug für Jan getan. Manchmal aber zeigt auch ihr Gott sich gnädig: »Maria Magdalena sündigte und dennoch ist sie eine meiner liebsten.« An den Satz des Arztes »Gott gibt jedem Menschen etwas, was er besonders gut kann« schließt sie an: »Ich bin dumm, ... ich kann glauben.« Kurz vor ihrem Tod stellt sie dann fest: »Es war alles falsch.« Der Regisseur jedoch lässt im (fast kitschig entrückten) Schlussbild (Himmels-)

Glocken läuten. Nicht nur die innere Spannung eskaliert: Bess wird von der Gemeinde (und Familie) ausgestoßen, weil sie es wagt, in der Kirche als Frau zu sprechen und den Ältesten Vorkhaltungen zu machen, und wegen ihres Lebenswandels; sie wird von Kindern als »Nutte« gezeißelt, von Freien tödlich verletzt. Später Trost: Die tote Bess überlässt der weitgehend genesene Jan dieser gnadenlosen Gemeinde nicht. Der Pfarrer und die Gemeinde beerdigen nur einen Sarg mit Ballast; den Leichnam von Bess haben Jan und seine Freunde entführt und bestatten sie selbst auf See.

Irritierte ZuschauerInnen mag trösten: Auch die Einschätzung des Arztes über Bess bleibt am Schluss offen. Er persönlich meint, dass sie »gut« gewesen sei, freilich intensiv gelebt und empfunden habe, was aber in der Gegend nicht so üblich sei. Angesichts der Schwierigkeit, dies zu vermitteln, lässt er dann aber in den Papieren doch die Vokabeln »neurotisch« und »psychotisch« stehen. Der Film geht bei solch emotionaler Intensität gepaart mit religiösen Über-Ich-Vorstellungen an die Normalitätsgrenze.

Bei diesem Film spielen bereits Vorstellungen jener Gruppe von dänischen Regisseuren um Lars von Trier und Thomas Vinterberg mit, nach denen nur mit Handkamera ohne künstliche Beleuchtung und Filmfarbbearbeitung an Originalschauplätzen, teils ohne vorgegebenes Drehbuch etc. gearbeitet wird, wie sie im Manifest »Dogma 95« veröffentlicht wurden. Trotz klar strukturierten Filmaufbaus (die sieben »Kapitel« und ein Epilog werden in Zwischenbildern angezeigt wie Akte eines Dramas!) hat der Regisseur oft dem Kameramann (Robby Müller) nur die Anweisung gegeben, mit der Kamera den Darstellern dicht zu folgen, ohne dass dieser den Drehbuchfort-

gang kannte. Dies mag einen Teil der Intensität dieser Bilder ausmachen. In Glück, Hadern und Verzweiflung hält die Kamera immer wieder auf dieses Gesicht von Bess, das Bände sprechen kann.

Für die Gemeinde- und Bildungsarbeit spannend ist zunächst die Länge des Films von zweieinhalb Stunden; wo aber, etwa an einem Wochenende, genug Zeit ist, kann der Film intensiven Gesprächsstoff bieten – und speziell Frauengruppen können sich kontrovers mit dem Film beschäftigen, etwa mit dem Bild von Liebe, Aufopferung und Religiosität darin.

Dabei kann es um die Streitfrage gehen, was durch den Handlungsrahmen zunächst so offensichtlich scheint, nämlich ob Lars von Trier ausdrücklich einen (christlich-)religiösen Film machen wollte oder ob man ihn nur theologisch deuten kann und ob hier »der Inbegriff der ›wahren Christin« in Bess gezeigt wird, schließlich auch, ob dies ein (religiös-emanzipatorischer) »Frauenfilm« ist oder er gerade (kirchlich-religiöse) Klischees und Geschlechtsrollenstereotypen fest- und fortschreibt.

»Wie sich jeder der beiden Liebenden hier bis an alle physischen und psychischen Grenzen für den anderen entäußert, ist von einer Radikalität, die im gegenwärtigen Kino ihresgleichen sucht«, meint Peter Buchka in der SZ. Von der »(er)lösenden Kraft radikaler Hingabe« spricht Joachim Valentin im Blick auf Bess in christologischer Perspektive. Es ist kein leichter oder einfach schöner Film, den man sich mal eben ansehen und wieder vergessen kann. Man muss sich ihm aussetzen; er kann dann aber gerade in seiner Widerständigkeit eine Entdeckungsreise sein.

Hartmut Heidenreich, Zornheim